

Poetologien | Rhetoriken des Wissens Einleitung

Das Wissen und seine Artikulation sind auf eine überaus signifikante, wenngleich prekäre Art miteinander verbunden. In einem für die Kulturwissenschaft nahezu kanonischen Aufsatz hat Joseph Vogl das Auftauchen neuer Wissensobjekte und Erkenntnisbereiche sogar als von der Form ihrer Inszenierung abhängig beschrieben. So folgt eine Poetologie des Wissens der These,

daß jede Wissensordnung bestimmte Repräsentationsweisen ausbildet und privilegiert, und sie interessiert sich demnach für die Regeln und Verfahren, nach denen sich ein Äußerungszusammenhang ausbildet und abschließt und die Darstellung diktiert, in denen er sich seine performative Kraft sichert.¹

Die unter diesem Schwerpunkt versammelten Beiträge denken in diesem Zuge das Wissen und seine rhetorischen Bedingungen zusammen. Sie geben jene Formen sprachlich-symbolischer Repräsentation und jene Verfahren narrativer Gestaltung zu erkennen, die natürlichen, künstlichen, sozialen wie politischen Phänomenen Stabilität verleihen. Nicht unbeachtet bleibt dabei, dass im Produktionsprozess von Wissen selbst eine Logik am Werk ist, die mit ihren Ersetzungs- und Verschiebungsbewegungen als eine der Rhetorik beschrieben werden kann.

Die Frage nach den Entstehungskonditionen von Wissen knüpft an eine Debatte an, die die Wissenschaftsforschung im Zuge ihrer Historisierungsversuche, Eigendefinitionen und Fremdbeschreibungen dominiert. Zunehmend wird davon ausgegangen, dass Objekte des Wissens – also

materielle und nicht-materielle Gegenstände, auf die sich wissenschaftliches Erkenntnisinteresse richtet – zum Zeitpunkt ihres Auftauchens gestalt- und damit gleichsam bedeutungslos sind. Hans-Jörg Rheinberger, Michael Hagner und Bettina Wähg haben einschlägig darauf hingewiesen, dass solche Gegenstände erst mit der Beschreibung ihrer Eigenschaften Form und Bedeutung annehmen.² Damit ist die Repräsentation von wissenschaftlichen Objekten nicht als Vorgang der Stellvertretung zu charakterisieren, wie auch in dem von Michel Serres mit herausgegebenen *Thesaurus der exakten Wissenschaften* nachzulesen ist.³ Vielmehr ist Repräsentation als ein Prozess der Sichtbarmachung und *Poiesis* zu verstehen, von dem die Existenz eines Objektes in essentieller Weise abhängt. Die Entstehung von Wissen ist damit mit einer geradezu »künstlerischen Kreation« von Zeichen, Symbolen und Erzählungen verbunden. Und »Forschen« bedeutet das originelle Hervorbringen und Konfigurieren von Modellen, Beschreibungsmethoden, kategorialen Bestimmungen, Anordnungsweisen und Begrifflichkeiten. Als unverzichtbare Strategien kommen in diesem Prozess *poetische* Verfahren wie Narrativierung und Figurierung zum Einsatz. Dabei entfalten Narrative und Figuren ihre epistemologische Kraft oftmals gerade in jenen Zonen, in denen ein Diskurs auseinander zu brechen droht oder gar aussetzt; an den Stellen, an denen bewährte und disziplinar etablierte Darstellungssysteme verlassen werden müssen oder aber dort, wo eine epistemische Ordnung in eine andere übergeht bzw. bar einer *konvenablen* etabliert werden muss.

Ein weiterer Aspekt, der an der wissenschaftstheoretischen Debatte Interesse weckt, ist die Diagnose, dass der beschriebene formgebende Prozess nicht zu lösen ist von seinen historischen, sozialen, diskursiven, technologischen, experimentellen, instrumentellen und medialen Bedingungen. Diese selbst schon lange Reihung könnte noch ins Endlose fortgesetzt werden, deshalb fasse ich sie zusammen: Nicht zu trennen sind die epistemische Produktion und ihr äußerst heterogener kultureller Kontext. Das bedeutet, dass Wissenschaft vermehrt als kulturelle Praxis verstanden wird – oder anders gesagt: dass der szientifische Komplex als ein symbolproduzierendes System zu begreifen ist, das kulturelle Bedeutung gleichsam absorbiert wie ausstößt, und wissenschaftliche Aktivität in seinen kulturellen Verflechtungen zu analysieren ist.⁴

Was sich die Debatte mit den skizzierten Befunden eingehandelt hat, ist die Frage danach, ob die Objekte, mit denen die Wissenschaft umgeht, nun real oder fiktional sind, natürlich oder artifiziell, gegeben oder ge-

macht. Der Ausweg aus diesem Dilemma wäre ein dritter, ein transdualer Weg, der zwischen Naturalismus und Konstruktivismus verläuft, beide Seiten jedoch in sich aufnimmt. Ein Objekt, das gleichzeitig naturgegeben *und* kulturell verfertigt, eigendynamisch *und* extern determiniert ist, wäre von diesem Weg aus betrachtet nicht kontradiktisch, sondern komplementär. Es wäre etwas, wofür Bruno Latour die Begriffe »Hybrid« oder »Faitiche« vorgeschlagen hat; etwas, das symbolische Zuschreibungen in sich aufnimmt, dessen Faktizität damit jedoch nicht ausgelöscht oder ignoriert werden kann.⁵

Ein solches Wissensobjekt verläuft über »Äußerungsweisen verschiedener Ordnung und Art und erscheint etwa in einem literarischen Text, in einem wissenschaftlichen Experiment, in einer Verordnung oder in einem alltäglichen Satz gleichermaßen.«⁶ Derart verflochten und transitorisch eröffnet es einen wiederum selbst hybriden Wissensraum. Es fällt in einen analytischen, methodischen und theoretischen Zuständigkeitsbereich, der die wissenschaftlichen Disziplinengrenzen überschreitet. Poetologie und Rhetorik des Wissens operieren somit am »Grenzgebiet und an den Schnittstellen zwischen Literatur und Wissenschaft(en)« und gehen von einer »nicht-mimetischen Konzeption des Verhältnisses von Literatur und Wissenschaft« aus.⁷ Sie verfahren anhand der Prämisse, dass literarische Strategien und Praktiken der Darstellung bei der Generierung jeglichen Wissens zur Anwendung kommen. Nicht also die Auffassung der Philologie als einer Metadisziplin, auch nicht die Annahme eines höheren Wahrheitsgehaltes von Literatur, sondern die skizzierten Vorüberlegungen bilden den Horizont, vor dem davon auszugehen ist, dass Wissen durch einen fortgesetzten Austausch von kulturellen Zeichen, rhetorischen Figuren und narrativen Strukturen entsteht. Die versammelten Aufsätze untersuchen vor diesem Horizont – unter anderem mittels literaturwissenschaftlicher Methoden – auch nicht-literarische Diskurse im Hinblick auf ihre formalen und strukturellen Bedingungen und legen sie in ihren Wirkungsweisen und Zusammenhängen frei.

Das epistemologische Potential von Figuration und Narration exponiert beispielsweise Oliver Simons, wenn er die Diskursanalyse selbst nach ihren Bedingungen befragt und sich mit Raumgeschichten von Edmund Husserl und Michel Foucault beschäftigt – wobei »Geschichte« in zweierlei Hinsicht lesbar wird. Aus einer diskursanalytischen Perspektive zeigt Simons, wie die Zunahme von räumlichen Dimensionen für epistemische Weiterentwicklung oder epochale Zäsuren entsteht. Aus einer epistemologischen Perspektive hingegen wird deutlich, wie geo-

metrische Raumfiguren ein »neues« Wissen überhaupt erst ermöglichen, da es sich ansonsten weder zeigen, organisieren, formulieren noch vorstellen lässt. So treten die Bilder der euklidischen Geometrie bei Husserl für das Modell eines idealen Zeichensystems ein, das Exaktheit und Gewissheit garantiert und dabei so anschaulich ist, dass es keiner weiteren Geschichte mehr bedarf. Foucault wiederum fasst bei dem Versuch, die Fortschrittserzählungen und den Erkenntnisraum der Humanwissenschaften zu überwinden, Wissensformen und Denkfiguren selbst topographisch und bedient sich ebenfalls einer geometrischen Figur – als epistemologisch fruchtbar erweist sich der *Triëder*.

Wenn es also gilt, das Aporetische zu denken, wenn die Artikulation und damit auch die Wissensproduktion stocken würden, schieben sich als Instrumente Figuren und Erzählungen mit katalysatorischem Effekt ein. Manches Mal bergen solche auch Widersprüche, wie Jörn Etzold mit dem das Geschichtsverständnis prägsamen Marx'schen Narrativ des Proletariats – dem Hauptagenten des Kommunismus – zeigt. Wenn es Marx darum geht, einen Durchgang durch den Kapitalismus und seine Überwindung zu denken, spielt das Proletariat eine prominente Rolle. Seine Geschichte zu erzählen ist notwendig, gestaltet sich jedoch schwierig. Denn einerseits erscheint das Proletariat in Marx' Schriften formlos, defiguriert und nicht zuletzt geschichtslos. Andererseits solle es sich eine Geschichte in einer »neuen Sprache« als Praxis *machen* – auch dies kein leichtes Unterfangen. Zumal das produktive Narrativ ein anderes, einen »ungebetenen Gast«, mit sich bringt, wie Etzold mit dem Narrativ von Ursprung, Ausfahrt und Heimkehr herausarbeitet, das Marx zu kritisieren und anzugreifen versucht, das jedoch eine Logik der Geschichte aufzwingt, die jeder Erzählung eigen und nicht zu umgehen ist. Solche ungebetenen, gleichzeitig aber *wissenspoietischen* und einer rhetorischen Logik folgenden Effekte verweisen auf die konjunkturelle Eigendynamik, die epistemische Objekte zeitigen. Wie Hans-Jörg Rheinberger ausgeführt hat, tun sie das, indem sie eine Biegung oder »metonymische Verschiebung« innerhalb des Forschungsverlaufs bewirken können. Sie schalten sich in den Prozess der Wissensproduktion ein und sorgen für gehörige Irritation – denn sie drängen Fragen auf, zu deren Klärung eine Forschungsanordnung zunächst gar nicht eingerichtet worden war.⁸ Um eine solche »unvorhergesehene« Frage, die Frage nämlich nach der Grenzziehung zwischen Tier und Mensch, die in der Beschäftigung mit dem Verhalten auftaucht, geht es bei Benjamin Bühler. Er verfolgt, wie im Experiment – der wissenschaftlichen Wahr-

heitstechnologie *par excellence* – das Tier die Grenze zum Mensch stabilisieren soll, gleichzeitig jedoch die biologische Ordnung des Wissens irritiert, da es als Substitut für den Menschen einspringt. Bühlers rhetorische Analyse von Uexkülls Umwelt-Lehre zeigt vor allem aber, wie in einer Theorie zwei Wissensbereiche, nämlich Politik und Biologie, verknüpft werden und von da an semantische Austauschbeziehungen unterhalten. Denn Uexküll dient zunächst ein politischer Terminus – die »Republik der Reflexe« – zur Beschreibung der Bewegungsorganisation des Seeigels. Mittels dieses Begriffs erzeugt er die Evidenz einer Autonomie des Lebens. Sodann wird das Konzept der organischen Ganzheit wiederum in die Wissensordnung der Politik verlagert. Dort fungiert es als Erklärungsmodell für Staat und Gesellschaft und legitimiert eine – angesichts der Erscheinungsjahre 1920/1933 – prekäre, nicht unschuldige »Staatsbiologie«, die für den Staatsorganismus eine straffe Zentralisierung vorsieht, um ihn vor Degeneration und Krankheit zu bewahren.

Caroline Welsh verfolgt ebenfalls den Transit eines Wissenobjektes durch verschieden disziplinär markierte, epistemische Bereiche. Sie tut dies anhand der Figur der »Stimmung«, die sich um 1800 durch Anthropologie, Sinnes- und Hirnphysiologie, Psychologie, Ästhetik, Literatur und Musik bewegt. Je nach kontextueller Wissensordnung übernimmt die Stimmung dabei unterschiedliche Funktionen: Mal ist sie ästhetische Kategorie, mal Erklärungsparadigma, mal Argumentations- oder Denkfigur. Welsh zeigt mit ihrer Studie, wie in den Wissenschaften vom Menschen das Sympathie-Modell der Empfindsamkeit von dem der Gemüts- und Lebensstimmung überlagert wird. Im Abschreiten des semantischen Feldes des Stimmungsbegriffs präpariert sie einen Äußerungszusammenhang heraus, in dem sowohl Körperfunktionen als auch Affekte und Emotionen gleichermaßen artikulierbar, erklärbar und in einem Modell arrangiert werden können. Einen Äußerungszusammenhang also, der es gestattet, den cartesianischen Dualismus von Leib und Seele, Körper und Geist, zu überwinden.

Rüdiger Campes Beitrag schließlich grundiert den Gedanken eines prekären Verhältnisses von Wissenschaft und Erzählung und datiert die systematische Schwelle, an der es sich in seiner modernen Weise konstellierte, auf 1700. Er legt dar, wie zu Beginn der Wahrscheinlichkeitstheorie der Begriff des Ereignisses wesentlich in dieses Verhältnis einschreitet. Das Ereignis nämlich, das zugleich singulär *und* kontingent ist, durchkreuzt die Grundunterscheidung der aristotelischen Metaphysik, die das Singularenwissen der Narration und das Kontingenzwissen

der Berechnung zuordnet. Es wird zum Scharnier, das die disjunktiven Bereiche von literarischer Erzählung und szientifischer Präposition in einer paradoxalen Einheit verbindet. Campe zeigt nun, wie die Berücksichtigung der *Umstände* des Ereignisses sowie das Beobachten der Erfassung dieser Umstände von Außen – im Sinne einer »Beobachtung zweiter Ordnung« – aus diesem Zwiespalt führen. Die Inklusion erzählerisch aufbereiteter Umstände in der Probabilistik hat dabei den Effekt einer eklatanten epistemologischen Umstellung: Ob sich ein Wissen als szientifisch oder narrativ apostrophiert, ist von nun an keine Frage der Ontologie mehr, sondern eine des *Darstellungsmodus*.

Die Humanwissenschaften wären ohne die Berechnungs- und Datenerhebungsmethoden, wie sie die Wahrscheinlichkeitstheorie entwickelt hat, sehr wahrscheinlich nicht denkbar. Wenn sie darin begründet liegen, dass wissenschaftliches Strukturwissen und narrativer Sinn in einem Knoten zusammenlaufen, und die Artikulationsweise modernen Wissens an Relevanz gewonnen hat, gilt es – um mit Jacques Rancière zu schließen –, die poetischen und rhetorischen »Verfahren, durch die eine Rede sich der Literatur entzieht, sich den Status einer Wissenschaft gibt und ihn bezeichnet«, ⁹ weiterhin aufzusuchen und zu beschreiben.

Anmerkungen

- 1 Joseph Vogl: »Einleitung«, in: Ders. (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*, München: Wilhelm Fink 1999, S. 7-16, S. 13.
- 2 Vgl. Hans-Jörg Rheinberger/Michael Hagner/Bettina Wähg-Schmidt (Hg.): *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur*, Berlin: Akademie 1997. Dies. (Hg.): *Objekte – Differenzen – Konjunkturen. Experimentalsysteme im historischen Kontext*, Berlin: Akademie 1994. Michael Hagner (Hg.): *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt/Main: Fischer 2001.
- 3 Michel Serres/Nayla Farouki (Hg.): *Thesaurus der exakten Wissenschaften*, Frankfurt/Main: Zweitausendeins 2004, S. 148.
- 4 Siehe Anmerkung 2.
- 5 Vgl. Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt/Main: Fischer 2002. Ders.: *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaften*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2000.
- 6 Joseph Vogl: »Einleitung«, a.a.O., S. 11.
- 7 Karlheinz Barck: »Literatur/Denken: Über einige Relationen zwischen Literatur und Wissenschaft«, in: *Perspektiven geisteswissenschaftlicher Forschung*, hg. vom Vorstand des Vereins »Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin«, Berlin: o.V. 2002, S. 52-59, S. 53f.
- 8 Vgl. Hans-Jörg Rheinberger: *Experiment, Differenz, Schrift. Zur Geschichte epistemischer Dinge*, Maburg: Basiliken-Presse 1992.
- 9 Jacques Rancière: *Die Namen der Geschichte. Versuch einer Poetik des Wissens*, Frankfurt/Main: Fischer 1994, S. 17.